

das wird

„Die Mission hat den Kolonialismus begleitet“

Die Nordkirche beschäftigt sich auf einer Tagung mit ihrer kolonialen Vergangenheit

Interview **Robert Matthies**

taz: Herr Linck, die Nordkirche wirft einen dekolonialen Blick auf ihre Geschichte. Worum geht es da – um Missionsgeschichte?

Stephan Linck: Wir haben eine Geschichte, an der wir tragen, und wir müssen uns mit dieser Geschichte beschäftigen. Es ist die Geschichte eines Gefalles: Es sind von der Kirche in Deutschland, in Mitteleuropa, in unserem Fall konkret von der Breklumer Mission aus Leute ausgezogen, um das Evangelium zu predigen. Das ist eine sehr schwierige, belastete Geschichte, mit der wir uns beschäftigen müssen. Deshalb haben wir parallel den Prozess der interkulturellen Öffnung begonnen: Wie kann man Kirche so aufstellen, dass sie tatsächlich offen zum Beispiel für Migranten ist. Wir sind eine sehr weiße Kirche.

Wann hat diese Aufarbeitung begonnen?

Linck: Diese Fragen tauchen in unterschiedlicher Heftigkeit seit Jahrzehnten auf. Aktuell gibt es einen Konsens, dass gesagt wird: Es ist Zeit. Ich bin in der Nordkirche für Erinnerungskultur und Geschichtspolitik zuständig und versuche, ein Bewusstsein zum Beispiel darüber zu schaffen, was es bedeutet, wenn in Kirchen Tafeln hängen für Angehörige der „Schutztruppen“, die in den Kolonialkriegen ums Leben kamen. Das können wir so nicht stehen lassen. Aber es ist ein langwieriger Prozess, mit Kirchengemeinden oder dem Denkmalamt über Veränderungsprozesse zu diskutieren.

Dieser Prozess steht noch am Beginn?

Linck: Die Tagung am Wochenende ist die zweite. Wir wollen zuhören, wir wollen die Perspektive der – in Anführungszeichen! – „Kolonisierten“ hören. Wir haben Referierende aus Afrika und Asien eingeladen, uns ihren Blick auf uns zu erzählen. Wir brauchen die Perspektive der anderen, wir brauchen diesen Blickwechsel, um uns hier anzutasten. Wir sind diejenigen, die die vergangenen Jahrhunderte auf der oberen Seite eines Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnisses gestanden haben. Der Kolonialismus ist davon ein zentraler Bestandteil gewesen. Die Mission hat den Kolonialismus begleitet. Die Perspektive der Betroffenen dieses Prozesses muss aufgenommen werden.

Herr Glaeser, Sie tragen dazu eine Perspektive von außen bei?

Kodjo Valentin Glaeser: Ich bin gemeinsam mit anderen Kolleg:innen aus der Schwarzen Community seit verganginem Frühjahr involviert. Die Nordkirche hat noch einen sehr langen Weg vor sich. Meiner Wahrnehmung nach ringt sie jedoch ernsthaft mit sich und versucht Perspektiven einzubinden, die vom Kolonialismus betroffen sind, was alles andere als selbstverständlich ist; das jedenfalls kann ich bei den Akteur:innen beobachten, mit denen ich zusammenarbeite. Dekolonisierung ist ein komplexer Prozess, der sich auf verschiedenen Ebenen mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten abspielt, mehr oder weniger auch parallel. Die Herausforderung liegt darin, all diese Bälle gleichzeitig in der Luft zu behalten, um den Prozess als Ganzes kontinuierlich voranzubringen.

Was muss die Kirche nun tun?

Glaeser: Sie muss zuhören, ernst nehmen, nachdenken und Konsequenzen ziehen. Der Prozess des Zuhörens ist dabei schon sehr komplex: Wir sprechen über eine Epoche, die bereits mehr als ein halbes Jahrtausend andauert und dementsprechend Zeit hatte, sich im Denken zu etablieren, etwa in Gestalt von rassistischen Stereotypen, die als Rechtfertigungsgrundlage für die Kolonialisierungsbestrebungen und das damit verbundene millionenfache Unrecht, Schmerz und Leid dienten. Wir müssen uns also viel Zeit nehmen, um Perspektiven zuzuhören, die in den Geschichtsbüchern ausgeblendet sind. Koloniale Kontinuitäten sind nicht nur ein Schlagwort, sie sind Realität! Aber es geht nicht nur um Ausgleich und Gerechtigkeit.

Worum noch?

Glaeser: Es ist auch eine Einladung an die weiße Mehrheitsgesellschaft, da es in dieser riesengroßen Leerstelle auch viel zu entdecken gibt: etwa den enormen Reichtum, die Vielfalt und Tiefgründigkeit, den etwa die Hochkulturen auf dem afrikanischen Kontinent, aber auch in anderen kolonisierten Gebieten der Welt in sich bergen. Es ist also eine Einladung an die weiße Community: Ihr habt eine Menge aufzuarbeiten, aber es gibt dabei auch jede Menge zu gewinnen!

Tagung

„Nordkirche Dekolonial“: heute und Sa, 18. 11., 14 Uhr, Christian-Jensen-Kolleg, Breklum; für Menschen unter 30 Jahren ist die Teilnahme kostenlos; Anmeldung unter info@christian-jensenkolleg.de; Infos: www.akademie-nordkirche.de/veranstaltungen/ aktuelles/1240



Lange Jahre zusammen aktiv: Ursula Prahm und Ludwig Baumann Foto: Annette Gottlieb/Inselstöchterfilm

Einer mit langem Atem

Wehrmachtsdeserteur, politischer Aktivist – und keine einfache Hauptfigur: Von Ludwig Baumann (1921–2018) handelt Annette Ortliebs Dokumentarfilm „Die Liebe zum Leben“

Von **Wilfried Hippen**

Ist es ein Verbrechen, wenn Soldaten und Soldatinnen sich weigern, in einem Krieg zu kämpfen? Diese Frage schien in Deutschland zu einer ganz überwiegend akademischen geworden zu sein – und wirkt umso aktueller, seit Russland seinen Invasionskrieg gegen die Ukraine führt und Israel von der Hamas angegriffen wurde. Da ist es auch nicht mehr nur von historischer Bedeutung, wenn in Annette Ortliebs Dokumentarfilm „Die Liebe zum Leben“ die israelische Militärdienstverweigerin Tair kurz vor dessen Tod im Jahr 2018 auf Ludwig Baumann trifft – und dabei deutlich macht, dass sie ihn als eines ihrer Vorbilder ansieht.

Baumann war wohl der bekannteste Deserteur Deutschlands, weil er sich mit einer bemerkenswerten kämpferischen Energie und Sturheit dafür einsetzte, dass die wenigen Kriegsverweigerer der Deutschen Wehrmacht, die wie er den Zweiten Weltkrieg überlebt haben, politisch und rechtlich rehabilitiert werden. Er ist einer der Gründer der „Bundesvereinigung der Opfer der NS-Militärjustiz“ und war Jahrzehnte lang deren hartnäckigster Aktivist. Mit Erfolg: Dank Ludwig Baumann wurden 2009 die letzten Urteile der NS-Justiz gegen Wehrmachtsdeserteure aufgehoben.

In „Die Liebe zum Leben“ erzählt der beim Dreh über 90 Jahre alte Ludwig Baumann seine Lebensgeschichte. 1921 wurde er in Hamburg als Sohn eines Tabakgroßhändlers geboren. Dem gesellschaftlichen Einfluss seines Vaters war es zu verdanken, dass Ludwig 1942 nach seiner Desertion in Bordeaux nicht hingerichtet wurde, sondern sein Todesurteil in eine Haftstrafe umgewandelt. Dies teilte man ihm allerdings erst nach zehn Monaten in der Todeszelle mit; zehn Monate, in denen er täglich mit seiner Erschießung hatte rechnen müssen.

Diese seelische Folter, später von den Bürokraten der Bundesrepublik nicht anerkannt, war einer der Gründe dafür, dass Baumann für den Rest seines Lebens nie wieder die Kontrolle über sein Leben verlieren wollte.

Was die Arbeit nicht eben leicht machte für die Filmemacherin: Annette Ortlieb erzählt, dass er „keine Nähe zulassen konnte“ und sich nur selten zu Dreharbeiten bereit erklärte. Für Ortlieb, deren Filme wie „Marga und der Wal“ oder „Inselstöchter“ gerade die Nähe zu ihren Protagonist:innen auszeichnet, waren das schwierige Bedingungen. Und das wohl ein Grund dafür, dass sie den Film erst jetzt, fünf Jahre nach Baumanns Tod fertiggestellt hat: Sie musste mit

lang galt er als vorbestraft, konnte sich nie eine wirtschaftlich gesicherte Existenz aufbauen. Als Vertreter ging er von Tür zu Tür und verkaufte Gardinen oder „gebrauchte Fernseher“. Bei ihm, erzählt Ursula Prahm, „war es immer knapp“.

In diesen Momenten des Films wird spürbar, wie schwierig und zerrissen das Leben für Baumann in Deutschland gewesen sein muss. Ortlieb hat dafür die passenden Stimmungsbilder gefunden, wenn sie immer wieder Aufnahmen von Eis, Schnee und Regen zwischen den Interviewsequenzen montiert hat: sie repräsentieren die Unwirtlichkeit und Kälte, die Baumann in der Bundesrepublik entgegenschlug: Direkt nach dem Krieg wurde er zusammengeschlagen, und als er sich in den späten 1990er-Jahren für die Wehrmachtsausstellungen engagierte, bekam er Hassbriefe mit Todesdrohungen. Nach einem Versuch, am Bremer Bahnhof mit Rekruten der Bundeswehr zu diskutieren, bekam er Bahnverbote.

Hier arbeitet Ortlieb mit Briefen, Fotos und Zeitungsausschnitten, aber als im November 2015 in Hamburg der „Gedenkfort für Deserteure und andere Opfer der NS-Militärjustiz“ eingeweiht wurde, konnte sie den als Gastredner eingeladenen Ludwig Baumann mit ihrer Kamera begleiten. Dass es dabei winterlich kalt war, ist ein Glücksfall für Ortlieb. Denn so passen auch diese Bilder mit ihren Grautönen zur Farbdramaturgie ihres Films – und seinem Thema.

„Die Liebe zum Leben“. Regie: Annette Ortlieb, Deutschland 2023, 63 Minuten

Uraufführung: So, 12 Uhr, Kino Gondel, Bremen. Grußwort von Friedhelm Schneider, Europäisches Büro für Kriegsdienstverweigerung, anschließend Filmgespräch mit Team und Protagonist:innen, Moderation: Ilona Rieke (Filmbüro Bremen)



Foto: privat

Kodjo Valentin Glaeser freier Journalist, Moderator und Schwarzer Aktivist. Begleitet und unterstützt Initiativen, die sich etwa mit Racial Profiling und strukturellem Rassismus auseinandersetzen.



Foto: Nordkirche

Stephan Linck Historiker und Archivar, bei der Evangelischen Akademie der Nordkirche zuständig für Gedenkstättenarbeit und Erinnerungskultur.

Tanz und Utopie Nachdenken über experimentelle Gärten einst und heute

Sind wir bald wieder so weit?

Ab 1918, nach dem Ersten Weltkrieg, suchten Menschen nach Möglichkeiten, um weitere Kriege zu verhindern – die praktische Umsetzung fand dann oft in Gärten statt: umhagten Versuchsgeländen für ein anderes Gesein oder auch schlicht mehr Demokratie, gern mit altem Gemäuer oder jungen Skulpturen darauf. Unter anderem mit „Dartington Hall“ in Südengland (Foto: eine Tanzaufführung 1931) befasst sich die Tagung „Gardens of Culture“ heute und morgen in Hamburg. Programm und Infos: www.warburg-haus.de/events

